

Format de citation

Lützelshwab, Ralf : recension de : Andrea Czortek (ed.), *Odorifera verba domini mei. La predicazione minoritica da Francesco fino ai cappuccini*, Assisi : Cittadella Editrice, 2015, dans : *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken*, 96 (2016), p. 566-568, DOI: <https://doi.org/10.1515/qfiab-2016-0027>



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Burkhardt), per la quale l'opera del viterbese rappresentò la *summa* di quanto era necessario conoscere su impero e imperatori. Ancora, è considerato il rapporto tra il *Pantheon* e i trattatisti tedeschi campioni dell'impero nell'era *post* Federico II (Len Scales). L'analisi di due manoscritti di origine polacca sposta poi l'attenzione sull'interesse (sostanzialmente antiquario) che le élites ecclesiastiche locali nutrivano per l'opera del viterbese (Grischa Vercamer). A chiusura del volume il ricordo di come, nell'Aragona della seconda metà del XIV secolo, alcuni traduttori domenicani dello *Speculum historiale* di Vincenzo di Beauvais fecero uso del *Pantheon* nel loro lavoro (Lidia Negoi) costituisce l'ennesima dimostrazione della varietà di approcci con cui il pubblico medievale si accostò all'opera di Goffredo da Viterbo. Lucia Dell'Asta

Andrea Czortek (a cura di), *Odorifera verba domini mei. La predicazione minoritica da Francesco fino ai cappuccini, Assisi (Cittadella Editrice) 2015 (Convivium Assisiense. Itinera francescana 10)*, 158 S., ISBN 978-88-308-1486-8, € 13,80.

Die vier Beiträge des schmalen Bandes gehen auf einen vom Theologischen Institut in Assisi im Jahr 2014 organisierten Sommerkurs („L'Annuncio evangelico nella predicazione francescana“) zurück. Wer mit hochspezialisierten, fußnotengesättigten Artikeln rechnet, wird enttäuscht, wer auf die Vermittlung eines soliden, sich auf der Höhe der aktuellen Forschung bewegenden Überblickswissen hofft, wird belohnt. Im ersten Beitrag behandelt Felice Accrocca die Position des Ordensgründers Franz von Assisi gegenüber einer Predigtstätigkeit seiner Mitbrüder („I frati predichino con le opere“. La predicazione nella vita di Francesco e dei suoi frati, 13–41). Von Franz selbst haben sich keine *sermone*s erhalten. Dass er aber wohl Vorbehalte gegen alles hatte, was das Genre der einfachen Bußpredigt überstieg, ergibt sich aus seinen anderen Schriften. Noch in seinem Testament schärfte er den Brüdern ein, von der Kurie nur ja keine Predigtprivilegien zu erbitten. Franz warnt vor einer allzu großen Aufwertung von Sprache und Sprechakt: für ihn war klar, dass, sobald Sprache – gemeint ist die elaborierte Sprache der Gebildeten – im Vordergrund steht, der von Paulus im zweiten Korintherbrief (3,6) bemühte „Buchstabe tötet“. Die Entwicklung nach dem Tode Franz' lief gänzlich anders als vom Ordensgründer gewollt. In der Kanonisationsbulle *Mira circa nos* (1228) schreckte Gregor IX. nicht davor zurück, von Franz das Bild eines von Gott der Kirche zu Hilfe gesandten Apostels zu zeichnen, eines starken Kämpfers, der durch seine Predigt segensreich im Weinberg des Herrn wirkt. Franz hätte sich im Grabe herumgedreht. Wenig überraschend wird zur Illustrierung von Inhalt und äußeren Umständen der Predigt des Franz von Assisi der Bericht des Thomas von Split über eine im August 1222 in Bologna gehaltene Predigt – „Von Engeln, Menschen und Dämonen“ – angeführt. Folgt man Thomas von Split, dann legte Franz sicherlich keine „acrobazia retorica“ an den Tag. Das Elaborierte des *sermo modernus* war ihm fremd, seine Sache war das freie, von vollem Körpereinsatz begleitete Assoziieren. Der Kern der franziskanischen Botschaft – Friede – konnte in

der Vorstellung Franz' so wohl am besten vermittelt werden. Mary Melone schreitet in ihren Ausführungen chronologisch weiter fort und behandelt mit dem Duecento eine Epoche, in der zwei wirkmächtige Franziskanerprediger, Antonius von Padua und Bonaventura, den Ruhm des Ordens mehrten (La predicazione minoritica da Antonio da Padova a Bonaventura di Bagnoregio, 43–76). Melone beschreibt die von Antonius *opus evangeliorum* genannte Sammlung von 77, an seine Mitbrüder gerichtete Predigten, die sich als Schriftkommentar versteht und in der Doktrin und Moral gleichermaßen gewichtet werden. Antonius hält sich an Franz' Vorgabe, den Evangelientext *sine glossa* zu erläutern: der Bibel entnommene Themata werden durch andere Bibelstellen erklärt. Die Franziskusforschung des 19. und beginnenden 20. Jh. sah in Antonius' Werk schlicht eine Abkehr vom Ursprungscharisma und bewertete ihn (immerhin der erste Theologiemagister des Ordens) entsprechend negativ. Auch Bonaventura zeigt eine „innegabile reticenza“ (71) gegenüber Antonius. Die Zeilen, die die Autorin der Erläuterung dieses Sachverhalts widmet, sind durchaus bedenkenswert: könnte diese „reticenza“ im problematischen Verhältnis der Pariser Universitätsgelehrten gegenüber einer vorangehenden Theologengeneration begründet liegen, deren Lehren als zweit-, wenn nicht gar drittklassig begriffen wurden? Bonaventuras Predigtsammlung jedenfalls präsentiert sich sehr viel wissenschaftlicher als diejenige des Antonius. Illustriert wird dies mittels einer Analyse des *Sermo* für den vierten Sonntag nach Ostern, der den Vorgaben des *sermo modernus* folgt, gleichzeitig aber die *brevitas modi* beherzigt. Klarheit, Ordnung, Kürze ermöglichen ein besseres Verständnis und die leichtere Memorierung des Gesagten. Der Beitrag von Letizia Pellegrini führt ins Quattrocento und behandelt vor allem das Wirken der vier großen Säulen der franziskanischen Observanz, Bernardino da Siena, Giovanni da Capestrano, Giacomo della Marca und Alberto da Sarteano, die völlig zu Recht als „protagonisti di una grande rivoluzione omiletica“ (78) beschrieben werden (La predicazione francescana nell'Italia del '400. Anatomia e critica di un fenomeno, 77–103). Neben grundsätzlichen Charakteristika observanter Predigt wird zur besseren Anschaulichkeit der idealtypische Auftritt eines Predigers skizziert – von der Vorbereitung über die Ankunft und Predigtstätigkeit vor Ort bis hin zur Abreise. Vermittelt wird so ein eindrucksvolles Bild der Predigtwirklichkeit in (ober-)italienischen Städten des 15. Jh. (und natürlich greift die Autorin dabei auf das Predigttagbuch eines anonymen Franziskaners aus Foligno zurück). Der letzte Beitrag des Bandes aus der Feder von Pietro Maranesi richtet den Blick auf die Reformbewegung der Kapuziner („Per redundanza d'amore predichino Cristo crucifixo“. La predicazione cappuccina nella prima metà del XVI secolo, 105–152). Die Predigt war einer der Pfeiler, auf dem das Gebäude der neuen, 1528 päpstlicherseits anerkannten Bewegung ruhte. In den Blick genommen werden zum einen rechtliche Verfügungen zur Predigtstätigkeit der „frühen“ Kapuziner bis 1545, zum anderen beispielhaft zwei Prediger – Matteo da Bascio und Bernardino Ochino –, die sich in ihrer Predigtpraxis deutlich voneinander unterscheiden. Alle Beiträge sind ausgesprochen lesenswert. Man bedauert freilich, dass das Trecento (fast möchte man ausrufen: „Wieder einmal!“) nicht mitbehandelt

werden konnte. Und angesichts der didaktischen Zielsetzung der kleinen Aufsatzsammlung wäre eine Auswahlbibliographie, die die wichtigsten Werke zum Komplex „Predigt“ auflistet, wünschenswert gewesen. Dann hätte sicherlich auch das Werk, das den Ausgangspunkt jeder sinnvollen Beschäftigung mit dem Phänomen „Predigt im Mittelalter“ bildet, der von Beverly Mayne Kienzle herausgegebene Band „The Sermon“ (Turnhout 2000), Erwähnung finden können. Ralf Lützelshwab

Matteo Ferrari (a cura di), *L'arme segreta. Araldica e storia dell'arte nel Medioevo* (secoli XIII–XV), Firenze (Le Lettere) 2015 (Le vie della storia 86), 350 S., Abb., ISBN 978-88-6087-664-5, € 35.

Die 2011 der Heraldik gewidmete Tagung in Florenz und Pisa war von der Scuola Normale Superiore in Zusammenarbeit mit dem Florentiner Kunsthistorischen Institut ausgerichtet worden und markiert ein neues Interesse an der Wappenkunde in Italien, das sich auch in den letzten Jahren in einer Reihe von wissenschaftlichen Treffen zeigt. Der nun vorliegende Tagungsbd. möchte erklärtermaßen eine Brücke zwischen der Heraldik und den Kunsthistorikern schlagen, zu denen im Übrigen auch die während der Drucklegung verstorbene Mitorganisatorin Maria Monica Donato (1959–2014) gehörte (vgl. ihr Redemanuskript S. 19–27). Neben dem Herausgeber Matteo Ferrari sind als Mitinitiatoren noch Laura Cirri und Alessandro Savorelli zu nennen. Letzterer verzichtet in seiner knappen Einführung auf einen „discorso sul metodo“, bekennt sich aber zum Vorbild der von Michel Pastoureaux inaugurierten *nouvelle héraldique* (S. 7–18). Die 18 Autoren aus verschiedenen Disziplinen (und nicht alle universitär gebunden!) waren frei in der Wahl ihrer Themen. Savorelli unterstreicht gleich den Nutzen des richtigen Umgangs mit der Heraldik, indem er nachweist, dass die Wappendarstellungen im Ratssaal des Palazzo del Popolo in San Gimignano einer Reihe von französischen Adligen zuzuweisen sind, die im Gefolge Karls II. an der Schlacht von Campaldino im Jahre 1289 teilgenommen hatten. Ihre Wappen sind deshalb als Bekenntnis der Kommune von San Gimignano zur Zugehörigkeit zum guelfischen Lager zu interpretieren (S. 47–61). Die Bedeutung dieses Zyklus liegt gerade darin, dass er trotz seines ephemeren Charakters als zeitbezogene politische Standortbeschreibung erhalten geblieben ist. Dass die freien italienischen Stadtregierungen private Wappen aus dem öffentlichen Raum auszuschließen suchten, dokumentiert ihr Streben nach Unabhängigkeit von Parteiungen und Magnatenfamilien. Wie Matteo Ferrari zeigt, kamen in den „Rathäusern“ (*broletti*) lombardischer Kommunen Familienwappen besonders dann vor, wenn die entsprechenden Familien zu den Gegnern des Gemeinwesens gehörten und ihre explizite Kennzeichnung der Verfemung diente (S. 91–107). Übernahm eine Familie – wie die Visconti in Mailand – die Macht, so war sie bestrebt, ihre Herrschaft – im Verein mit ihren Funktionären – auch heraldisch zu markieren. Etwas anders verhält es sich bei den Wappen der Podestà und Volkskapitäne, die in Italien noch heute die Fas-